

Eine Kurve nach der anderen

Autor(en): **Smith, Vernon L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **96 (2016)**

Heft 1038

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-736334>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine Kurve nach der andern

Über die Rolle des Zufalls im Leben eines Nobelpreisträgers

Vernon L. Smith

ist Professor für Ökonomie und Recht an der Chapman University. Er gilt als einer der Pioniere der experimentellen Wirtschaftswissenschaft und hat 2002 zusammen mit Daniel Kahnemann den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaft erhalten.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Florian Oegerli

Ich glaube, dass wir alle von externen Ereignissen geformt werden, über die wir keine Kontrolle haben. In diesem Sinne sind wir alle Produkte des Zufalls. Das bedeutet allerdings nicht, dass unsere Leben völlig durch Glück bestimmt sind. Frank Sinatra sang einst: «I Did It My Way». Das Lied wurde sehr beliebt, weil Leute gerne glauben, dass sie die Kontrolle über ihr Leben haben. Dabei handelt es sich sicherlich um eine gesunde Annahme, denn ein gesundes Selbstvertrauen hilft dabei, Widerstände zu überwinden. Es tut aber genauso gut, einmal innezuhalten und sich die selbst erfahrenen Glücksfälle vor Augen zu führen.

Manche nennen es Glück oder Zufall, andere Vorsehung. Letztlich sind es wohl mystische Kräfte, die uns formen – und die wir selbst formen. Es handelt sich um Kräfte, die wir nicht begreifen können.

So war es beispielsweise mein Glück, in einem freien Land zur Welt zu kommen. Vier Jahre nach meiner Geburt begannen sich meine ersten Erinnerungen zu formen. Damals befanden sich die USA in einer ökonomischen Depression, wie es sie erst 2007–2009 wieder in einer ähnlichen Weise geben sollte. Danach dauerte es noch einmal einige Jahre, bis ich realisierte, dass meine Familie arm war – und wir von armen Menschen umgeben waren. In anderen Stadtteilen gab es reiche Leute, die in schönen Häusern wohnten. Wenn man ihnen in der Schule begegnete, waren sie jedoch genau die gleichen Menschen wie wir. Viele glaubten, dass es uns wegen des kapitalistischen Systems der Profite schlecht ging. Aber es gab keine Verachtung für Leute, denen es besser ging. Wir waren nicht arm, weil sie reich waren; schuld war das System.

Ich war wohl vier, als ich noch einmal ausserordentliches Glück hatte. Ich war im Laden von Mr. Cole und hatte eine Süsseigkeit aus einem Korb stibitzt und in meine Tasche gesteckt. Zuhause angekommen, fragte meine Mutter, woher ich die Süsseigkeit habe. Ich sagte: «Mr. Cole hat sie mir gegeben.» Meine Mutter wusste, dass es sehr unwahrscheinlich war, dass mir Mr. Cole irgendwas geben würde. Sie bestand darauf, dass ich ihr die Wahrheit sagte. Ich gestand: «Ich nahm sie aus einem Korb im Laden.» Daraufhin machte mir meine Mutter klar, dass die Süsseigkeit nicht mir gehörte, sondern Mr. Cole. Sie begleitete mich zum Laden, damit ich sie zurückgeben konnte. Meine Mutter war Sozialistin, aber sie fand, dass es unrecht sei, anderen Dinge wegzunehmen, die einem selbst nicht gehörten. Ich kann mich an dieses Erlebnis erinnern, als wäre es gestern gewesen, aber ich hatte damals nicht das Gefühl, etwas falsch gemacht zu haben – wenn ein Fehler gleich korrigiert wird, entsteht kein Schuldgefühl.

Diese Geschichte hätte auch anders ausgehen können. Ich hätte das Beweismaterial essen können, bevor mein Verbrechen aufgedeckt worden wäre. Oder meine Mutter hätte zwar ihren moralischen Standpunkt vertreten können, mir aber mein Vergehen durchgehen lassen können. Oder ich hätte das Ereignis einfach vergessen können. Dann hätte es gar keinen Eindruck auf mich gemacht.

Ich war zu unwissend, um mich zu fürchten

Die Idee, dass wir alle Selfmademen sind und für unsere Erfolge nichts als Stolz fühlen müssen, überzeugt mich nicht vollständig.

Andererseits glaube ich in der Tat, dass sich menschliches Scheitern dadurch erklären lässt, dass Gelegenheiten nicht ergriffen werden, die einem über den Weg gelaufen sind, oder weil man nicht auf die Idee kommt, an ungewöhnlichen Orten nach Gelegenheiten zu suchen.

Ich hatte auch Glück, weil mein Vater einen kleinen Einbauschränk voll Bücher sein Eigen nannte, zu denen auch die Harvard Classics gehörten. Ich entwickelte als Kind den naiven Glauben, dass ein Einbauschränk eine gute Art war, Wissen aufzubewahren. Vergrösserte man ihn bis zu einer Bibliothek, so dachte ich, könnte man darin das gesamte Wissen der Menschheit aufbewahren.

Obwohl meine Mutter und mein Vater die Schule nur bis zur achten Klasse besucht hatten, erwarteten sie, dass ich auf die Uni ging. Da niemand in unserer Familie damit Erfahrung hatte, wusste ich nicht, wie ich mich für eine Uni entscheiden könnte. Also ging ich in die Stadtbibliothek und fand ein Buch, das beschrieb, wie man eine solche Wahl trifft. Und ich hatte schon wieder Glück; im Buch hiess es, das California Institute of Technology wäre die beste Uni. Mehr brauchte ich nicht zu wissen; ich würde das Caltech besuchen! Da ich in der Highschool kein brillanter Schüler war und nicht genug Mathematik, Physik und Chemie studiert hatte, war das eine ziemlich gewagte Idee.

Ich war damals erst siebzehn, aber ich hatte bereits seit fünf Jahren gearbeitet – in einer Apotheke, einem Restaurant und schliesslich für Boeing in Wichita – und dabei genug Geld gespart, um die nahe Friends University zu besuchen. Dort studierte ich Physik, Calculus, Chemie und Astronomie für ein Jahr, meldete mich daraufhin für die Caltech-Aufnahmepfprüfung an, bestand sie und wurde von der Uni aufgenommen.



«Rückblickend
kann ich sagen,
dass ich kein
grosser Planer war.»

Vernon L. Smith

Vernon L. Smith, zvg.

Auch hier spielte der Zufall eine grosse Rolle und sorgte für eine günstige Gelegenheit. Zum Glück kannte ich niemanden, der mir sagte: du bist grössenwahnsinnig. Ich war zu unwissend, um mich zu fürchten, also habe ich mich durchgewurstelt.

Auf der Uni wurde ich von Mitschülern in den Schatten gestellt, deren Brillanz alles übertraf, was ich je gesehen hatte. Es gab nur einen Weg, dieses Handicap zu überwinden: bis spät abends zu lernen, auch am Wochenende. Ich war ein guter, aber kein ausgezeichneter Student. Es war genau die richtige Entscheidung gewesen. Die Umgebung war stimulierend. Ich lernte Chemie von Linus Pauling, Physik von Robert Leighton und J. Robert Oppenheimer, Mathematik von Frederic Bohnenblust (wir nannten ihn liebevoll «Boney»); und Bertrand Russel hielt einmal eine Gastvorlesung über die Philosophie des Wissens.

In meinem Abschlussjahr belegte ich einen Ökonomiekurs, der mich sehr faszinierte. Also auf in die Bibliothek, wo ich Paul A. Samuelsons «Foundations» entdeckte. Ökonomie war einfach; sie war genau wie Physik! In der Bibliothek stolperte ich ausserdem über Ludwig von Mises, der etwas schwerer zu verstehen war. Ich machte meinen Abschluss. Und Armut zwang mich dazu, mich an der Universität von Kansas einzuschreiben und Wirtschaft zu studieren.

Es stellte sich heraus, dass diese Notwendigkeit eine weitere Glückssträhne freilegte. Auf der Uni wurde Richard Howey mein Mentor. Howey war ein Spezialist für «economic thought» – ein Nischengebiet, das sich auf dem Rückzug befand. Howey hatte sich mit allen möglichen Hilfswerkzeugen bekanntgemacht: Mathematik, Deutsch, Französisch, Italienisch. Howey war von der «marginalistischen Revolution» des ökonomischen Denkens fasziniert und versuchte, ihre Wurzeln in den Arbeiten verschiedener europäischer Gelehrter zu finden. Die Ökonomie ist voller Fragen, die nicht beantwortet werden und sich innerhalb der traditionellen Grenzen der Disziplin auch nicht beantworten lassen. Sobald man die Grundlagen der Ökonomie kennt, lernt man, welch zusätzliches Wissen nötig ist, um jene offenen Fragen zu beantworten, die noch nicht beantwortet sind. Wenn das Erkundungen ausserhalb der Ökonomie erfordert, folgt man jenen Pfaden und lernt Neues.

Offene Fragen führten mich dazu, zu experimentieren, doch jede Antwort führte nur zu neuen Fragen.

Wenn sich ein Markt auf den Begriffe eines Gleichgewichts bringen lässt, wie können die Marktteilnehmer dieses Gleichgewicht dann tatsächlich finden? Wie viele Informationen brauchen sie? Angesichts der Tatsache, dass der Tausch in Märkten ohne Nachverhandlungen – Märkte für Konsumgüter – gewissen Regeln folgt, entdeckten wir, dass Menschen mit rein privaten Informationen das Gleichgewicht finden konnten, indem sie sich wiederholt austauschten. Doch in Märkten für langlebige Gebrauchsgüter – Wertpapiere und Immobilien – reichte es nicht, über die gesamten Informationen zu verfügen, war doch die Spannung zwischen dem Gebrauchswert und dem Wiederkaufswert zu gross. In diesen Märkten konnten sich leicht Blasen bilden.

Eigennützige Empathie

Ich wollte wissen, was es bedeutete, in sozialen und ökonomischen Transaktionen verschiedenster Art eigennützig zu handeln. Experimente zeigten, dass die Teilnehmer von «Vertrauensspielen» viel stärker kooperierten, als das die spieltheoretischen Modelle vorhersagten, die von einer Nutzenmaximierungshypothese ausgingen. Die Antwort konnte aber auch nicht «begrenzte Rationalität» lauten, denn die Leute erzielten viel mehr Profit, als wenn sie so gespielt hätten, wie das die Spieltheorie vorhergesagt hatte! Wessen Rationalität ist hier also begrenzt? Für die Verhaltensökonomien war alles ganz klar: Die Antwort war unsere «soziale» Präferenz: empathische Entscheidungen implizieren, dass mein Nutzen nicht nur davon abhängt, was ich erhalte, sondern auch davon, was mein Gegenüber erhält. Aber können wir ernsthaft unsere Wissenschaft retten, indem wir die Menschen einfach mit einer «Es-ist-eben-so-Nutzenfunktion» nachrüsten?

Wenn eine Theorie scheitert, liegen all ihre Bestandteile wie Puzzleteile auf dem Tisch. Unerwarteterweise liefert Adam Smith (1759) einen Rahmen, der einem viel besser dabei hilft, diese Dinge zu verstehen: «Actions of a beneficent tendency, which proceed from proper motives, seem alone to require a reward; because such alone are the approved objects of gratitude...»¹ Wenn Menschen kooperieren, geht es um Mitgefühl innerhalb eines Beziehungsprozesses. Der Nutzwert jedes einzelnen ist eigennützig. Aber wir können unseren Gegenüber nicht in die Augen schauen und behaupten, dass wir immer nach diesem Prinzip handeln. Also folgen wir Regeln wie jenen meiner Mutter. Solche Regeln enthalten Wissen über das eigennützige Handeln aller Menschen. Und dieses Wissen erlaubt es uns zu erkennen, wen unser Handeln schmerzt und wer aus unserem Handeln einen Nutzen zieht. Wir können dieses Erkenntnis berücksichtigen und somit ein Leben in Eintracht mit unseren Nachbarn führen.

Rückblickend kann ich sagen, dass ich kein grosser Planer war, aber immerhin trotzdem stets wusste, was als nächstes zu tun war. Ich konnte darauf warten, welche Karten mir das Glück zuspülte, und dann selbst die notwendigen Schritte ergreifen.

Ich glaube, das nennt sich Vorsehung.

¹ Adam Smith: The Theory of Moral Sentiments. London: Henry G. Bohn, 1853, S. 112. <http://oll.libertyfund.org/titles/smith-the-theory-of-moral-sentiments-and-on-the-origins-of-languages-stewart-ed>

Gute Ideen und ihre Geburtshelfer

Eine unvollständige Liste glücklicher Zufälle und scharfer Beobachter

1987 berichtete eine Patientin ihrer Ärztin Jean Carruthers, dass die Behandlung ihres nervösen Augenzuckens mit dem Nervengift **Botulinumtoxin (Botox)** dazu führe, dass ihre Falten verschwänden. Carruthers forschte zusammen mit ihrem Mann, unter anderem an ihrer Empfangsdame als Testobjekt, bis sie 1992 ihre Ergebnisse präsentierten. Legal ist die Straffung von Hautfalten per Gifteinjektion seit 2002.

Saccharin wurde 1879 von einem Studenten entdeckt, der sich nach einem chemischen Experiment die Hände nicht wusch, dann merkte, dass sein Brot seltsam süss schmeckte, worauf er seine Finger ableckte und dann im Labor auch die Chemikalien selbst.

Paul McCartney entdeckte die Melodie zu **«Yesterday»** in einem Traum. Am Anfang stand nicht mehr als die Notiz «Scrambled eggs, oh my baby, how I love your legs».

Der amerikanische Zahnarzt Horace Wells beobachtete 1844, wie sich ein Besucher des Jahrmarkts unter Einfluss von **Lachgas** eine heftig blutende Schienbeinwunde zuzog – und trotzdem heiter davonzog. Das bis anhin in Variétés zu harmlosem Spass eingesetzte Lachgas machte als Anästhetikum erstmals schmerzfreie Operationen möglich, zunächst bei Wells selbst: bei der Ziehung eines Weisheitszahns, der ihn schon länger plagte.

In den 1990er Jahren testete Pfizer ein Medikament namens UK92480, das bei Angina pectoris, Verengung der Herzgefässe, helfen sollte. Auffällig wenig Testpersonen retournierten überzählige Pillen, denn bald stellte sich heraus: Anstatt die Blutgefässe zu weiten, setzte das Medikament – mit einigen Tagen Verspätung – unter der Gürtellinie einiges in Bewegung. Und: **Viagra** war geboren.

Der **Klettverschluss** wurde 1941 vom Schweizer Ingenieur George de Mestral erfunden, nachdem er beobachtet hatte, dass die Früchte von Kletten sich dauernd im Fell seines Hundes verfangen. Das Klettband ahmt mit seinen flexiblen Widerhaken die asternartigen Pflanzen nach.

Die Gebrüder Kellogg hatten in dem von ihnen geführten «Battle Creek Sanitorium» Ende des 19. Jahrhunderts eines Nachts vergessen, den bereits gekochten Weizen richtig zu konservieren. In der Hoffnung, den steinharten Weizen doch noch zu etwas Essbarem verarbeiten zu können, pressten sie diesen durch zwei Walzen. Anstatt des erwarteten Teigs spuckten diese kleine Flocken aus, die geröstet und mit etwas Salz den Patienten aufgetischt wurden. Die damals noch «Granose» genannten **Cornflakes** erfreuten sich so grosser Beliebtheit, dass Kellogg der Jüngere bald sein eigenes Unternehmen gründete: die «Battle Creek Toasted Corn Flake Company», heute: Kellogg's.

Die Möglichkeit einer **Mikrowelle** wurde 1945 entdeckt, als Percy Spencer, ein Ingenieur, während seiner Arbeit an einer Radaranlage merkte, dass der Schokoriegel in seiner Hose geschmolzen war. Das erste Modell stellte er 1947 vor: es war beinahe 1,80 Meter hoch und wog 340 Kilogramm.

Maria Dürings Reinigungsmittel für Toiletten brauchte eine neue Verpackung. Sohn Walter arbeitete an einem Modell, das auch unter dem schwer erreichbaren Rand Anwendung finden sollte. 18 Monate dauerte es, bis der Dälliker in einem der Entwürfe die Form einer Ente entdeckte. Die Warnungen vor falschen Assoziationen mit dem schlechten Image des Geflügels prallten an Walter Düring ab wie der Schmutz an den Schüsseln. 1980 liess er die **WC-Ente** nach einem Holzprototypen patentieren.

Screenwriter Dan O'Bannon arbeitete Mitte der 1970er Jahre an Alejandro Jodorowskys Grossprojekt «Dune» in Paris, wo letzterer durch Zufall eine Ausstellung H.R. Gigers besuchte. Giger wurde sofort in das Projekt eingebunden – kurz bevor «Dune» scheiterte und erst 1984 von David Lynch realisiert wurde. Als O'Bannon das Drehbuch zu **«Alien»** an die Hand nahm, wusste er aber sofort, wer das Design des Filmes übernehmen sollte. Das Resultat: ein Oscar für «Best Achievement in Visual Effects», Weltruhm. Dass eben dies Giger den Durchbruch in der hiesigen Kunstwelt kostete, geht als Tragödie in die moderne Schweizer Kunst- und Sozialgeschichte ein.